

Karen Gloy

Wahrnehmungswelten

ALBER PHILOSOPHIE 

Bis heute stehen wir, was die Wahrnehmungstheorie betrifft, in der Tradition des cartesianischen Reduktionismus, der die Gegenstände nach ihren reinen Sachqualitäten: primären und sekundären betrachtet und alle anderen Begegnungsweisen, die in und mit der Wahrnehmung auftreten, die praktische, die emotional-ästhetische, die religiöse, ignoriert. Am Beispiel einer nordamerikanischen Tlingit-Keule demonstriert, bedeutet das: dem Handwerker erscheint sie lediglich als ein feingemasertes Stück Holz, einem Praktiker darüber hinaus als Schlaginstrument zum Erlegen eines Fisches, einem Künstler des weiteren als elegant geschwungenes asymmetrisches Kunstwerk, dem Eingeborenen allein als zu verehrendes Kultobjekt. Sie ist die Gesamtheit der Wahrnehmungsweisen, die morphologisch aufeinander aufbauen und stets präsent sind, wenngleich sie heute oft marginalisiert oder ignoriert werden, indem das Augenmerk nur auf die Sachaspekte gerichtet wird, was wir dann wissenschaftlich nennen.

Das Buch entwickelt gemäß der strukturellen Methode die Totalität möglicher übereinandergeschichteter Wahrnehmungswelten, statt reduktionistisch allein auf die Sachqualitäten abzuheben, und zeigt damit die Defizite fest eingeschliffener traditioneller Vorstellungsgewohnheiten. Zugleich geht es der Tendenz des Postbiologismus nach, die Gesamtheit des Wahrnehmbaren und der Wahrnehmungsfähigkeiten artifiziell herzustellen.

Die Autorin: Karen Gloy, Em. Prof. Dr. Dr. h. c., geb. 1941, o. Prof. für Philosophie und Geistesgeschichte an der Universität Luzern; Studium der Philosophie, Germanistik, Physik, Psychologie und Kunstgeschichte an den Univ. Hamburg u. Heidelberg, an letzterer 1974 Promotion, 1980 Habilitation und Venia legendi. 2002–2007 auch an der Universität Wien. Heute Lehraufträge an den Universitäten München (LMU) und Ulm. Forschungsgebiete: antike Philosophie, Kant, Idealismus, moderne Philosophie, Rationalitätstheorien, Zeittheorien, Naturphilosophie, interkulturelle Philosophie.

Buchpublikationen: Bewußtseinstheorien (1998, 3. Aufl. 2004); Rationalitätstypen (1999), Vernunft und das Andere der Vernunft (2001); Denkanstöße zu einer Philosophie der Zukunft (2002); Wahrheitstheorien (2004); Grundlagen der Gegenwartsphilosophie. Eine Einführung (2006), Zeit. Eine Morphologie (2006), Von der Weisheit zur Wissenschaft (2007), kollektives und individuelles Bewußtsein (2009) u. v. a.

Karen Gloy

Wahrnehmungswelten

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2011
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Satz: SatzWeise, Föhren
Herstellung: Difo-Druck, Bamberg

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei)
Printed on acid-free paper
Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48447-0

Herrn lic. phil. Marius Mosimann sei für
die wissenschaftliche Unterstützung und
redaktionelle Bearbeitung herzlich gedankt.

Inhalt

Einleitung	9
1. Verschiedenheit der Wahrnehmungswelten	9
2. Aufgabenstellung	17
3. Definition der Wahrnehmung	23
I. Die sinnliche Dimension des Wahrgenommenen: der theoretische Wahrnehmungsgegenstand	33
1. Bestandsaufnahme	33
2. Die Wahrnehmungsauffassung bei den Griechen: der vollkonkrete Wahrnehmungsgegenstand	40
3. Das Reduktionsprogramm auf sachlich Wahrgenommenes: Beginn der Reduktion	47
4. Vollendung der Reduktion bei Descartes	54
5. Hypertrophische Sinneswahrnehmung durch Drogen	67
II. Die praktische Dimension des Wahrgenommenen: das Zuhandene	78
1. Allgemeine Charakteristik des Gebrauchsdinges: Das Um-zu	78
2. Das Verhältnis von Lebenspraxis und Sittlichkeit	85
3. Das Verhältnis zwischen praktischem und theoretischem Wahrnehmungsgegenstand	87
4. Der Vergleich mit Feng Shui	92
III. Die emotionale Dimension des Wahrgenommenen: der ästhetische Wahrnehmungsgegenstand	98
1. Goethes Farbenlehre	98
2. Fortsetzung bei Rudolf Steiner und anderen	105

Inhalt

3.	Die übrigen Sinnesqualitäten und ihre Wirkung	115
4.	Kulturelle Unterschiede oder Universalien?	126
5.	Kunst als Ausdrucksverhalten	133
IV.	Die religiöse Dimension des Wahrgenommenen: das Numinose	139
1.	Bestandsaufnahme	139
2.	Phänomenologische Analyse des Numinosen	143
3.	Divinität der Welt	149
4.	Verabschiedung der Subjekt-Objekt-Spaltung	155
5.	Substanztheoretisches oder dynamisches Modell?	161
V.	Die technische Dimension des Wahrgenommenen: die virtuelle Welt	168
1.	Fernziel	168
2.	Das traditionelle Kunst- und Technikprodukt	171
3.	Datenhelm und Datenhandschuh: <i>Cyberspace</i>	178
4.	Posthumanismus: Realität oder Utopie?	186
5.	Maschinenethik	191
	Literaturverzeichnis	198
	Personenverzeichnis	206
	Sachverzeichnis	210

Einleitung

1. Verschiedenheit der Wahrnehmungswelten

Unsere Welt ist ein globales Dorf geworden, seit moderne Transport- und Kommunikationsmittel wie Flugzeug, Telefon, Fax, Internet, Email, Handy uns in kürzester Zeit mit fernen, fremden Ländern, Völkern und Kulturen in Kontakt bringen. Während in früheren Jahrzehnten Wochen oder gar Monate zur Durchquerung von Meeren und Kontinenten notwendig waren, um anderen Kulturen zu begegnen, geschieht dies heute durch Überspringen der Zwischenländer in Windeseile. Westliche und östliche Kultur, Industrie- und Agrarstaaten, Hochzivilisation und archaische Naturethnien treffen unvermittelt und abrupt aufeinander. Daß dabei Schwierigkeiten und Mißverständnisse auftreten, ist jedem Forscher, Politiker, Geschäftsmann bekannt, wenn er in fremde Mentalitäten einzudringen versucht. Nicht nur, daß sich die Sprachen und die sich darin ausdrückenden Lebens- und Weltanschauungen voneinander unterscheiden, daß andere politische, soziale, moralische und religiöse Vorstellungen gelten, oft sind Mimik und Gestik, der ganze Habitus unseres Gegenüber so undurchdringlich und fremdartig, daß sich die Frage aufdrängt, ob wir überhaupt über dasselbe sprechen und verhandeln, ja ob wir überhaupt dasselbe wahrnehmen und registrieren oder nicht gänzlich anderes. Auch wenn die westliche Zivilisation mit ihren meistgeschätzten Gütern wie der Naturwissenschaft, Technik und Technologie sowie ihren Rechts- und Politikvorstellungen wie der Demokratie und den Menschenrechten auf dem weltweiten Vormarsch ist und früher eigenständige, autochthone Kulturen wie die ostasiatischen, die japanische, koreanische und chinesische, zu okkupieren im Begriffe ist und diese Völker ihrerseits mit einer ungeheueren Rapidität und Reflexionslosigkeit die materiellen Güter der westlichen Welt und deren materialistische Weltanschauung zu übernehmen bereit sind – gelegentlich nicht ganz freiwillig, sondern erzwungen –, so ist sich der Forschende bei seinen

Studien, der Politiker bei seinen Verhandlungen und der Geschäftsmann bei seinen Geschäftsabschlüssen nie ganz sicher, ob er wirklich die Essenz der anderen Kultur trifft oder nicht vielmehr an derselben vorbeiarargumentiert. Bekanntlich gelingen Geschäftsabschlüsse um so eher, je vertrauter die sprachlichen und mimischen Äußerungen, die Gesichtsausdrücke, Körperhaltungen, Denkfiguren, Wahrnehmungsassoziationen sind, je mehr Gemeinsamkeiten zwischen zwei Kulturen bestehen. Auch innerhalb derselben Kultur gelingt die Schlichtung und Wiedervereinigung befreundeter und momentan zerstrittener Gruppen und Personen wesentlich schneller als zwischen jenen, die lange Zeit verfeindet waren, da die ersteren über ein deplaziertes, verletzendes Wort angesichts prinzipieller Übereinstimmung schnell hinweggleiten, während die letzteren jedes Wort auf die Waage legen und eventuell falsch deuten, indem sie es in nicht gemeinte Kontexte bringen, die aber aus ihrer Sicht naheliegen. *Cross race* und *cross culture effect* wird dieses Phänomen verhaltenssoziologisch und sozialpsychologisch genannt, womit gemeint ist, daß Angehörige einer bestimmten Gruppe oder Ethnie bei einem interkulturellen Vergleich eine größere Performance an den Tag legen als Angehörige anderer Gruppen oder Ethnien, weil sie Gemeinsamkeiten wiedererkennen und höher bewerten, sei es Gesichtsausdrücke, Körperhaltungen, Vorlieben für bestimmte Literatur und Musik, gemeinsame Interessen an Jagd, Fischfang, Sport u. ä. »Das ist auch meine Welt, in der ich zu Hause bin« oder im Gegenteil »Das ist nicht meine Welt« pflegen sie zu sagen.

Wie groß die kulturellen Unterschiede der Wahrnehmungswelten sein können, bezeugen folgende Beispiele:

Ein im Huli-Land in Papua Neuguinea vor der Hütte eines *spirit doctors* (Schamanen) aufgestelltes Bananenblatt mit Wasser ist für den Westler das, als was wir es beschreiben: ein grünes Bananenblatt mit klarem Wasser und nichts anderes. Für den Eingeborenen aber ist es weit mehr bzw. von vornherein etwas grundsätzlich anderes, nämlich ein magisches Objekt, das den bösen Geist oder Dämon, der die Krankheit verursachte und der von dem *spirit doctor* dank seiner Kräfte vertrieben wurde, an der Rückkehr hindern soll, indem er im Wasser sein Ebenbild erkennt, erschrickt und ›reflektiert‹ wird, wortwörtlich ›zurückgeworfen‹ wird. Ein kleiner Fauxpas des Westlers, ein Fehltritt auf dieses für ihn belanglose, zufällig daliegende Blatt kann für den Eingeborenen ein Sakrileg bedeuten und ihn zur Vertreibung des Westlers

aus dem Dorf veranlassen. Das sind zwei grundverschiedene Sichtweisen auf denselben Gegenstand.

Ein anderes Beispiel mag dies ergänzen. Nehmen wir eine Keule der Tlingit-Indianer aus Alaska,¹ die ein Forscher von seinen Expeditionen mit nach Hause gebracht und auf dem Kaminsims seines Wohnzimmers aufgestellt hat. Für einen in seinem Hause arbeitenden Handwerker, der außerhalb der nordamerikanischen Kultur steht und von deren Sitten und Gebräuchen nichts weiß, wird sich die Keule als ein geschnitztes Stück Holz darbieten – Zedernholz oder Mahagoni –, das eine feine Maserung aufweist, eine bestimmte Größe und Gestalt hat, asymmetrisch geschwungen ist, auf der einen Seite größer, dicker, wuchtiger, auf der anderen kleiner, handlicher. Ein praktisch veranlagter Mensch wird in der Form dieses Objekts sofort die praktische Funktion erkennen und das Objekt als Waffe identifizieren, die zum Erschlagen von Tieren dient, indem die kleinere Seite den Handgriff bildet, die wuchtigere das Schlaginstrument. Er wird die vom Griff ausgehende Schwingintention aufnehmen, welche sich durch den gesamten Gegenstand fortsetzt, über ihn hinausgeht und einen anderen Gegenstand, das mögliche Opfer, trifft und mit einbezieht. Ein Kunstliebhaber und Kunstverständiger hinwieder wird in diesem Wahrnehmungsgegenstand ein Symbol für ein Seeungeheuer sehen, dessen dunkle Farbe die Abgründigkeit des Meeres, dessen Riesenform die von dem Ungeheuer ausgehende und drohende Gefahr symbolisiert. Form wie Farbe, Dynamik wie Bewegungsintention sind Ausdruck einer physisch-psychischen Affektion, die sein Gemüt und seinen Kunstsinn betrifft, ihn zur Bewunderung, zum Erstaunen anregt. Aber nur der Eingeborene wird in dem Wahrnehmungsobjekt, das für den einen Sachobjekt, für den anderen Nutzobjekt und für den dritten Kunstgegenstand ist, den Kultgegenstand erkennen, dem er innerhalb seines Kultes und seiner Religion Verehrung schuldet, dem die anderen möglichen Deutungsweisen auf jeden Fall untergeordnet sind. Nur für ihn ist es ein heiliger Gegenstand, der einen entsprechenden Umgang erheischt: Verehrung, Respekt, Ehrerbietung, Ehrfurcht.

Wir brauchen mit unseren Beispielen gar nicht auf derart ferne, exotische Gegenstände und Situationen zurückzugreifen, sondern kön-

¹ Vgl. Claude Lévi-Strauss: *Das wilde Denken* (Titel der Originalausgabe: *La pensée sauvage*, Paris 1962), aus dem Französischen von Hans Naumann, Frankfurt a. M. 1968, 10. Aufl. 1997, S. 40.

nen auch innerhalb unserer eigenen Kultur bleiben. Denn die Verschiedenheit von Wahrnehmungsebenen begegnet nicht nur im interkulturellen Vergleich, sondern auch im intrakulturellen. Die meisten von uns beklagen heute beim Arztbesuch, daß sie zum bloßen Objekt degradiert werden, nicht als Mensch in der Gesamtheit seiner leiblich-seelisch-geistigen Anlagen behandelt werden, d.h. als Lebendiges einem anderen Lebendigen gegenüber in einer zwischenmenschlichen, partnerschaftlichen Beziehung. Vielmehr erscheint der Mensch unter dem Röntgenshirm als dunkles Knochenskelett unter Abblendung der Weichteile, unter dem Tomographen als Spiel von Farben, das einen Krankheitsherd orange oder rot erscheinen läßt, bei der Analyse im Labor als Zell- oder Molekularhaufen. Bei Operationen oder im Sterbefall wird er an Schläuche und Apparate angeschlossen, die ihn wie eine Maschine, ein reines Sachobjekt, behandeln. Nicht nur für die moderne Apparatedizin ist er ein bloßes Objekt, auch für die Verwaltung und Bürokratie ist er eine reine Nummer, eine buchhalterische Sache ohne Umgebungshorizont von Ängsten und Sorgen, von Befindlichkeiten, ohne persönliche Lebensgeschichte. Er wird auf reine Daten reduziert. Wenngleich diese Reduktion durch die modernen Behandlungsweisen, durch Verwaltung und Bürokratie zunimmt, bleibt der Patient für den mitfühlenden und einfühlsamen Arzt Person in der Gesamtheit seiner Eigenschaften, mit seiner individuellen Lebensgeschichte und seiner augenblicklichen Situation. Gelegentlich, wiewohl selten, mag es auch vorkommen, daß der Arzt tiefe Achtung und Respekt vor der Würde des Kranken und seinem Leid hat. Von Mutter Theresa wird berichtet, daß sie auf die Frage, warum sie einem todgeweihten, schmutzigen, von Lepra entstellten Paria noch Gesicht und Hände wasche, geantwortet habe, daß er ein menschliches Antlitz trage und Gottes Geschöpf sei und damit auch für Nächstenliebe empfänglich sei.

Unterschieden werden in diesen Beispielen diverse Betrachtungsweisen desselben Gegenstandes, die das Wahrgenommene je und je anders präsentieren. Die Variabilität macht auch vor derselben Wahrnehmungsebene nicht Halt. Auch sie differenziert sich intern, so beispielsweise die sinnliche Ebene in Visuelles, Auditives, Taktiles usw. oder die emotional-ästhetische in rein Empfindungsmäßiges und Ästhetisches. Und auch innerhalb desselben Segments sind Unterschiede möglich.

Aus der Kindheit kennen wir Vexierspiele, bei denen aus dem

kaleidoskopischen Wirrwarr plötzlich, abrupt eine Gestalt, ein Gesicht oder ein Tier hervorspringt und ebenso plötzlich bei Aufmerksamkeitsveränderung wieder im Dickicht verschwindet. Was eben noch indifferenter Grund war, formiert sich zur thematischen Gestalt, und was eben noch thematische Gestalt war, versinkt wieder im unthematischen, diffusen Hintergrund.

Wie schnell und abrupt sich der Wechsel der Wahrnehmungskonstellationen vollzieht, wird deutlich an der berühmten Rubinschen Becherfigur, die zwischen einer griechischen Amphora und zwei sich anblickenden Gesichtern hin- und herschwankt. Ein anderer bekannter Fall ist die junge/alte Frau, je nachdem, ob der freche, dunkle Haarschopf und die spitze, kecke Nase betont werden oder die lange gebogene Nase und das anliegende Kopftuch. Der Lithograph Maurits Cornelis Escher hat eine Vielzahl von Lithographien entworfen, die die Ambivalenz dokumentieren, den Umschlag von links nach rechts fliegenden weißen Schwänen in die von rechts nach links fliegenden schwarzen oder das gleichzeitige Hinauf- und Herabführen von Treppen, die Simultaneität von Innen- und Außenansichten, die Links- und Rechtsdrehung von Wendeltreppen u. ä.²

Was für die visuelle Ebene gilt, gilt nicht weniger für die akustische Wahrnehmung. Aus einem Stimmengewirr hören wir je nach Interessenslage, Aufmerksamkeitsverteilung und Bekanntheitsgrad bald diese, bald jene Kombination heraus. Sitzen wir in einem lauten Café, dessen Hintergrundgeräusche teils von Plattenmusik, teils von Glockengeläut, das von außen eindringt, teils von dem übrigen Straßenlärm, teils von den Unterhaltungen an den Nachbartischen resultiert, so konzentriert sich unsere Aufmerksamkeit möglicherweise auf das Gespräch am Nachbartisch und läßt dieses aus dem indifferenten Hintergrundgeräusch heraustreten; es kann aber ebenso immer wieder versinken und übertönt werden von dem störenden, von außen eindringenden Glockengeläut oder von der Musik aus dem Plattenspieler. Innen- wie Außenhorizont lassen sich beliebig weiter strukturieren, indem jeweils eine bestimmte Konfiguration aus der Geräuschkulisse heraustritt und in dieser wieder versinkt.

² Vgl. Douglas R. Hofstadter: *Gödel, Escher, Bach: ein Endloses Geflochtenes Band* (Titel der Originalausgabe: *Gödel, Escher, Bach: An Eternal Golden Braid*, New York 1979), aus dem Amerikanischen übersetzt von Philipp Wolff-Windegg und Hermann Feuersee, 14. Aufl. Stuttgart 1995.

Auch die notwendigen Begleiterscheinungen der Wahrnehmung, die das Visuelle, Auditive, Taktile, Olfaktorische und Gustatorische begleitenden Intentionen, Empfindungen, Gefühle, Befindlichkeiten sind in diese Ambivalenz mit einbezogen: die Handlungsintentionen, die einen Gegenstand sowohl für dieses wie für jenes zweckmäßig erscheinen lassen, die Empfindungen und Gefühle insbesondere ästhetischer und religiöser Art, die einen Gegenstand bald so, bald anders erscheinen lassen. Ein hohes C kann schrill, laut, unerträglich erscheinen wie auch als schön und bewunderungswürdig empfunden werden; ein schroffes Gebirge, sei es in natura oder auf dem Gemälde, kann auf uns einen aggressiven und abstoßenden Eindruck machen, uns fürchten lassen wie auch faszinierend und attraktiv wirken.

In allen diesen Fällen haben wir dieselbe Grundlage und Ausgangssituation, jedoch verschiedene Wahrnehmungen, Wahrnehmungskontexte und letztlich verschiedene Wahrnehmungswelten, die abhängen von der Wahl der Perspektive, der Akzentuierung, der Gewichtung, der Thematisierung. Die eine Grundlage – traditionell gesprochen, der eine Gegenstand – löst sich auf in eine Vielzahl relativer Betrachtungsweisen bzw., von Seiten des Objekts ausgesagt, in eine Vielzahl von Wahrnehmungsobjekten.

Dies gilt nicht nur für einige wenige, auserwählte Gegenstände, sondern für alle und ist uns derart selbstverständlich geworden, daß wir nicht mehr darüber nachzudenken pflegen. So erscheint uns ein und dieselbe Person je nach Kontext aus familiärer Sicht als Familienvater, der für den Unterhalt der Familie, die Aufzucht, Erziehung und Bildung der Kinder verantwortlich ist, aus beruflicher Sicht als Firmenchef oder Angestellter, aus sportlicher Sicht als Mitglied eines bestimmten Sportclubs, Fußballvereins oder Tennisclubs, aus nachbarschaftlicher Sicht als freundlicher, hilfsbereiter oder unfreundlicher, grimmiger Nachbar. Das eine Objekt ist eine schillernde Vielzahl von Auftrittsweisen je nach dem Kontext, und dies nicht nur im interkulturellen, sondern auch im intrakulturellen Vergleich und sowohl auf derselben Wahrnehmungsebene wie in demselben Wahrnehmungssektor. Die moderne Physik und Erkenntnistheorie hat hieraus die Konsequenz gezogen, nicht mehr wie traditionell von einem eindeutigen, wohlbestimmten Objekt zu sprechen, das nach außen von anderen, ebenso wohlbestimmten Objekten eindeutig unterschieden und nach innen hinsichtlich seiner Merkmale vollständig und durchgängig bestimmt ist, sondern von einer Sequenz von Betrachtungsweisen. Und

sie hat dies am Beispiel eines Wollknäuels erläutert, das, aus der Ferne betrachtet, als nulldimensionaler Punkt erscheint, bei Nähertreten als dreidimensionale Kugel, bei noch weiterer Annäherung als zweidimensionaler Faden, bei Eintritt in denselben als dreidimensionale Säule usw. Kurzum, das vermeintlich eine Objekt löst sich auf in eine Sequenz unterschiedlicher Dimensionen von null, drei, zwei, drei usw.

Um in diese Vielheit von Möglichkeiten der Wahrnehmungsgestalten eine gewisse Systematik zu bringen, pflegen wir im Kontext unserer Wissenschaft Perspektiven zu unterscheiden,³ die den Blick auf die gemeinsame Grundlage eindeutig fixieren und damit einen bestimmten Horizont festlegen. Horizont, etymologisch abgeleitet aus dem griechischen Wort ὄριζων = ›Umgrenzer‹, meint das Umgrenzende, die Festlegung einer bestimmten Ebene, die sich in einer spezifischen Weise, d. h. unter einem spezifischen Aspekt präsentiert. Der Eindeutigkeit der vom Subjekt ausgezeichneten und festgelegten Perspektive entspricht auf Seiten des Objekts – wenn man vorläufig einmal an der Subjekt-Objekt-Differenz festhält – die Eindeutigkeit des Aspekts. Erreicht wird diese Eindeutigkeit durch die ›logische Abblendung‹ aller anderen Möglichkeiten, die im Moment nicht interessieren und folglich nicht hierher gehören. Dies allein ermöglicht eine Identifikation und Reidentifikation des spezifischen Wahrnehmungsobjekts. Georg Picht hat in seinem Beitrag *Bildung und Naturwissenschaft*⁴ ein illustratives Beispiel für die Festlegung von Perspektiven überhaupt gegeben, die von uns auf den speziellen Fall der Wahrnehmung anzuwenden wären. In Bezug auf eine mit weißer Kreide an die Wandtafel geschriebene Buchstabenfolge A=A gibt er folgende vierfache Deutung:

1. Aus optischer Perspektive zeigt sich das Gebilde als weiße Strichfolge auf schwarzem Hintergrund,
2. aus naturwissenschaftlicher (physikalischer) als Arrangement von Kreideklötzchen bzw. -molekülen,
3. aus zeichentheoretischer als Zeichen, die auf anderes verweisen, also einen Transzendenzcharakter haben,
4. aus logischer als Satz der Identität.

³ Wobei die wissenschaftliche Ausrichtung selbst eine Perspektive unter anderen ist.

⁴ In: Clemens Münster und Georg Picht: *Naturwissenschaft und Bildung*, Würzburg 1953, S. 33–116, bes. S. 88 ff.

Es ist dieselbe Grundlage, die je verschieden gedeutet wird, im ersten Fall auf rein Optisches reduziert wird, auf Gestalt, Größe, Lage, Farbe der Schriftzeichen, im zweiten Fall auf ein hinter den Erscheinungen, den Kreideklötzchen, stehendes theoretisch-physikalisches Konstrukt aus Atomen und Molekülen, im dritten auf Symbole, die in einem Verweisungszusammenhang auf anderes stehen, und im vierten auf Zeichen, die eine logisch und grammatikalisch notwendige Beziehung ausdrücken, die nur gedacht, nicht aber räumlich oder zeitlich durch Auseinanderschreiben der Buchstaben und ein Gleichheitszeichen erfaßt werden kann. Alle Fälle sind miteinander inkomparabel und inkompatibel, und es wäre unrichtig zu sagen: »Dies ist der Satz der Identität vor einem schwarzen Hintergrund.«^{5, 6}

Was hier innerhalb einer bestimmten Kultur, nämlich unserer, an möglichen Varianten der Einstellung demonstriert wird, gilt um so mehr für verschiedene Kulturen, die sich verständlicherweise aufgrund geographischer, klimatischer, ethnologischer, religiöser und anderer Faktoren ihre jeweilige Wahrnehmungswelt zurechtzimmern. Auch hierfür mag ein Beispiel stehen, die unterschiedliche Ausdeutung von Sternbildern. Jenes Sternbild, das wir den Großen Wagen nennen, setzt sich aus sieben helleuchtenden Sternen zusammen, die sich im dreidimensionalen Weltall in unterschiedlichen Abständen zueinander befinden, uns jedoch, auf ein zweidimensionales Flächenbild zusammengezogen, als sieben Punkte erscheinen, deren vier die Eckpunkte des Wagens bilden, die drei anderen die Deichsel.

Während wir aus diesem Bild einen Wagen herauslesen, identifizieren die Südfranzosen es mit einer Kasserolle, die Briten mit einem Pflug, die Inuit mit einem Rentier, die Indianer mit einem Bären, die Araber mit einem Sarg, hinter dem drei Klageweiber schreiten.⁷ Nach einer anderen sprachlich orientierten Deutung, die das französische Wort für ›Norden/nördlich‹ = *septen-trion(al)* und das italienische *set-*

⁵ A. o. O., S. 89.

⁶ Unter Beachtung der unterschiedlichen Ansätze und Perspektiven läßt sich auch der immer wiederkehrende Streit zwischen Theologen und Biologen (Evolutionstheoretikern darwinistischer Provenienz), ob die Welt von Gott erschaffen sei oder sich im Zuge eines Evolutionsprozesses herausgebildet habe, schlichten. Beachtet man die unterschiedlichen Sichtweisen, so sind beide Aussagen gleich gültig, nämlich von ihrem jeweiligen Standpunkt aus.

⁷ Vgl. Artikel *Sternwelten*. Christopher A. Weidner: *Das Kybernetische Modell*, in: http://www.sternwelten.at/ar_kybernetische_modell.shtml, 13.3.2009, S. 2.

tentrione zugrunde legt, treibt der Ochsenführer Bootes die die sieben Sterne des Sternbildes repräsentierenden Dreschsohnen ständig um den Himmelspol herum.⁸ Noch anders deuten die alten Ägypter das Sternbild, nämlich als Schenkel eines Stiers oder als Mundöffnungsgerät bei der Leichenöffnung und Mumifizierung.⁹ Für alle derart verschiedenen Wahrnehmungen lassen sich Erklärungen beibringen, da jede Kultur gemäß der für sie maßgebenden Faktoren Ordnung in das Chaos zu bringen versucht. Für eine Kultur wie die der Eskimos, deren Lebensgrundlage und vorrangiges Bezugsobjekt das Rentier ist, kommt diese Figur der schematischen Gestalt bzw. dem Kopf eines Rens mit Gehörn nahe. Einer indianischen, deren Denken und Handeln in Realität und Mythen auf den Bären abgestellt ist, erscheint die Gestalt als eine Bärenpranke mit Krallen. Die auf Eßkultur Wert legenden, feinschmeckerischen Franzosen sehen darin eine Pfanne mit Stiel, die Briten aufgrund ihrer alten Agrarkultur einen Pflug. Die Deutung ist kontextabhängig; sie dependiert von sozialen Verhältnissen und kulturellen Vorlieben, Sitten und Gebräuchen, Denk- und Lebensgewohnheiten. Darin bekundet sich ein Perspektivismus und Relativismus.

2. Aufgabenstellung

Zum Zwecke der Sichtung und Ordnung unserer Wahrnehmungswelten soll im folgenden eine Reihe relevanter Perspektiven und ihnen korrespondierender Aspekte bzw. Dimensionen am Wahrnehmungsgegenstand freigelegt und analysiert werden:

1. die theoretische Perspektive, die auf die sinnlichen Qualitäten am Wahrnehmungsgegenstand zielt, nach Möglichkeit sogar auf die geometrischen,
2. die pragmatisch-praktische Perspektive, die sich den Umgangsqualitäten widmet,
3. die emotional-ästhetische Perspektive, die, mit Goethe zu sprechen, der sinnlich-sittlichen Wirkung des Wahrnehmungsgegen-

⁸ Vgl. Karl Menninger: *Zahlwort und Ziffer*. Eine Kulturgeschichte der Zahl, Bd. 1: *Zählreihe und Zahlsprache*, Göttingen 1957, S. 192

⁹ Vgl. Matthias Rochholz: *Schöpfung, Feindvernichtung, Regeneration*. Untersuchungen zum Symbolgehalt der machtgeladenen Zahl 7 im alten Ägypten, Wiesbaden 2002, S. 26f.

standes nachgeht, also der gefühlsmäßig evozierten ästhetischen Wirkung,

4. die religiöse Perspektive, die auf die Erfahrung des Numinosen am Wahrnehmungsgegenstand zielt,
5. die technisch-technologische Perspektive, die auf eine virtuelle Wahrnehmungswelt und auf die artifizielle Erzeugung derselben geht und alle vorangehenden Dimensionen umschließt.

Diese Aufstellung evoziert eine Reihe von Fragen: *erstens* die nach der Art und Zahl der Perspektiven bzw. Dimensionen, *zweitens* die nach ihrer kulturellen Universalität oder Spezifität und *drittens* die nach ihrem Verhältnis untereinander.

1. Bezüglich der Frage nach Art und Zahl der aufgeführten Perspektiven läßt sich *mutatis mutandis* nur die Antwort geben, die auch Kant in Bezug auf die von ihm in seiner Erkenntnistheorie aufgestellte Kategorientafel mit zwölf Kategorien (Ordnungsbegriffen) und die von ihm genannten Anschauungsformen Raum und Zeit gab.

»Von der Eigentümlichkeit unseres Verstandes aber, nur vermittelt der Kategorien und nur gerade durch diese Art und Zahl derselben Einheit der Apperzeption a priori zustande zu bringen, läßt sich ebensowenig ferner ein Grund angeben, als warum wir gerade diese und keine anderen Funktion zu urteilen haben, oder warum Zeit und Raum die einzigen Formen unserer möglichen Anschauung sind.«¹⁰

Prinzipiell lassen sich beliebig viele Perspektiven bzw. Aspekte denken, wie dies schon am Beispiel der Person des Nachbarn sichtbar wurde, der als Familienoberhaupt in Bezug auf die Familie, als Ehepartner in Bezug auf die Ehefrau, als Arbeitgeber oder Arbeitnehmer in Bezug auf das Berufsleben, als aktives oder passives Mitglied in Bezug auf die Zugehörigkeit im Sportverein, als freundlicher, hilfsbereiter oder nörglicher Nachbar in Bezug auf die Nachbarschaft usw. auftrat.

Die Aufstellung ist narrativ-empirisch, nicht systematisch, schon gar nicht a priori. Sie rekurriert auf Sichtweisen, die sich in unserem Kulturkreis historisch herausgeschält und durchgesetzt haben und die insofern allenfalls eine empirische Legitimation zulassen. Sie haben sich als praktikabel erwiesen, auch wenn Präzisierungen und Modifikationen nicht ausgeschlossen sind. Die Unterscheidung einer theoretischen, ethischen und ästhetischen Dimension in Bezug auf ein und

¹⁰ Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B 145f.

denselben Gegenstand findet sich schon bei Platon im *kalokagathia*-Begriff, im Begriff des Wahren, Guten und Schönen, demzufolge jedes Seiende in erkenntnistheoretischer Hinsicht als Gestalthaftes (Eidetisches) bzw. Gesetzmäßiges auftritt, in ethisch-moralischer als Norm und in ästhetischer als Paradigma. Die Gliederung kehrt bei Kant in der Einteilung seiner Hauptschriften in die *Kritik der reinen Vernunft*, die *Kritik der praktischen Vernunft* und die *Kritik der Urteilskraft* wieder und hat sich grosso modo bis heute erhalten. Auch wenn sich unsere obige Begriffsbestimmung nicht total mit der platonischen deckt, so geht sie doch in dieselbe Richtung. Und was die religiöse Dimension betrifft, die eine umfassende, ganzheitliche ist, so hat sie in unserer Tradition stets eine eminente Rolle gespielt. Die Thematisierung der technisch-technologischen Dimension allerdings ist neueren Datums und erst Produkt der Gegenwart, auch wenn sie historische Wurzeln hat, da die Virtualisierung der Realität und die artifizielle Realisierung des Virtuellen erst mit der Gegenwartstechnologie in den Bereich des Möglichen gerückt ist.

Eine apriorische Systematisierungstendenz ist in der obigen Aufstellung nicht zu erkennen, weder eine Klassifikation nach dem Schema von *genus proximum per differentiam specificam* mit Über- und Unterordnungen, da keine der Perspektiven den Status eines *genus* beanspruchen kann, dem die anderen als Spezifikationen zu subordinieren wären, noch eine Dialektik, die die Gleichursprünglichkeit und Überlagerung (Überlappung) der Perspektiven und Aspekte voraussetzt und daher nur in Form einer geregelten dialektischen Explikation, eines Übergangs von einer Perspektive zur anderen und eines Rückgangs auf die erste möglich wäre. Auch für ein Analogiesystem gibt es keinen Anhaltspunkt, das sich in konzentrischen Kreisen oder in einem Gitter niederschläge, wie wir es aus den Kosmologien der Renaissance kennen, und das zwischen den verschiedenen Ebenen, sei es der planetarischen, der metallurgischen, der pflanzlichen, der tierischen oder der habituellen, Übereinstimmung aufsuchte. Sein Ansatzpunkt wäre die Ähnlichkeit der Analoga, die aber nicht vorliegt. Wie dennoch ein Sinn in diese Anordnung gebracht werden kann, muß späterer Untersuchung vorbehalten bleiben.¹¹

2. Bei der Festlegung von Perspektiven kann ein gewisser kulturspezifischer Standpunkt nicht übersehen werden, der das Vorhaben als

¹¹ Vgl. S. 21 ff., Nr. 3 dieser Arbeit.

ein der westlichen Wissenschaft und Rationalität verpflichtetes ausweist, das den Standpunkt des Eurozentrismus nicht ganz eliminieren kann, wenngleich das Bewußtsein der Einseitigkeit und Hinterfragbarkeit durchaus besteht.

Die Einordnung in die westliche Wissenschaft zeigt sich schon an der Perspektivität als solcher. Die Unterscheidung von Perspektiven, die nach begrifflichen Kriterien erfolgt und unserer gesamten, auf die Griechen zurückgehenden Tradition zugrunde liegt und nicht erst von Nietzsche stammt, ist Indiz unserer Wissenschaftskultur. Schon Leibniz verglich unser Gedächtnis mit seiner ungeheuren Datenfülle mit einem großen Kramladen, der nur dann einen sinnvollen Gebrauch gestattet, wenn man Mittel und Wege, d. h. Methoden zur Auffindung von bestimmt Gesuchtem kennt. Dies trifft auch auf unsere moderne total vernetzte Computerwelt mitsamt den Datenbanken zu, die prinzipiell jedes mit jedem verbinden und daher zur Auffindung einer bestimmten Sache Suchbegriffe benötigen. Nicht minder gilt dies für die Orientierung in der chaotischen Menge von Wahrnehmungen, ob diese Orientierung nun nach dem Klassifikationsschema oder nach dem dialektischen Prinzip oder nach dem Analogiemodell oder nach irgendeinem anderen Einteilungsprinzip erfolgt. Eine a-begriffliche Approximation an die Wahrnehmungswelt, die sich holistisch-anschaulich, undifferenziert den Wahrnehmungen näherte, wiese keine sondernden Festlegungen auf oder nur wenige. Es ist ein Faktum, daß mit der Differenzierung und Ausbildung von Perspektiven überhaupt erst eine differenzierte Welt entsteht. Das distinguierende Wort (der Begriff) hat bekanntlich poetische, d. h. seinerschaffende Kraft, wohingegen die Alexithymie, die Unfähigkeit, Dinge zu unterscheiden und zu benennen, auch das Sein in seiner Undifferenziertheit beläßt.

Bei der Wahl der Perspektiven gilt es zu untersuchen, ob es sich um Universalien, quasi anthropologische Konstanten, oder um kulturspezifische Bestimmungen oder gar um individuelle handelt. Die Extreme sind zu negieren. Gäbe es nur universelle Perspektiven, in denen alle Menschen koinzidierten, so bedeutete dies den Zusammenfall der Kulturen, und gäbe es nur individuelle Betrachtungsweisen, so besäße jeder seine eigene solipsistische Welt, was eine intersubjektive Kommunikation und Verständigung ausschloße. Sowohl ein totaler Kulturuniversalismus wie ein totaler Kulturrelativismus verbieten sich. Die Wahrheit dürfte wie immer in der Mitte liegen. Dies schließt selbstverständlich nicht aus, daß aufgrund des supponierten gemeinsamen

nicht-sprachlichen Hintergrundwissens die Übernahme von Sichtweisen einer anderen Kultur und damit ein gewisses Eindringen in dieselbe möglich ist. Sonst stünden sich die verschiedenen Kulturen absolut verständnislos gegenüber. Mag das Eindringen auch noch so schwierig sein, mag es auch nie Sicherheit geben, wie weit es gelingt, ganz auszuschließen ist es nicht. Daß dabei Irritationen vorkommen, selbst wenn man in einer anderen Kultur eine bestimmte Perspektive wiederzufinden glaubt, zeigt die Tatsache, daß diese nicht automatisch dasselbe meint wie in der eigenen Kultur. So gibt es z. B. im Asmat (Westpapua) zwar ein hochentwickeltes Kunsthandwerk in der Schnitzerei und ebenso ein hochentwickeltes Kunstempfindungen, jedoch kein Wort für ›schön‹. Vielmehr wird ein Kunstwerk nach den Kriterien ›gut‹, ›traditionell‹, ›kraftvoll‹ beurteilt. Gefragt ist nicht nach Originalität, Einmaligkeit, individueller, signifikanter Ausdruckskraft wie im Westen, sondern nach Traditionsgebundenheit, Übereinstimmung mit überkommenen Vorstellungen und tradierter Darstellungsweise. Was solchen genügt, ist wertvoll, richtig und gut, was nicht, schlecht. Eine Parallele gibt es übrigens in unserer eigenen Herkunftsgeschichte, die erst seit der Renaissance und der Entstehung des Geniekults den Begriff der Originalität als Maßstab für Güte kennt, während das traditionelle Kunsthandwerk einschließlich der Kunst sich als *imitatio naturae* verstand, als möglichst genaue Anpassung an Vorgegebenes und Tradiertes.¹²

3. Was das Verhältnis der Perspektiven und der durch sie festgelegten Aspekte bzw. Dimensionen am Wahrnehmungsgegenstand betrifft, so deutet die obige Aufstellung auf einen Stufenbau bzw. auf Schichten, die sich wie Zwiebelschalen um einen Kern legen und damit auf einen gewissen Aufbau des Wahrnehmungsgegenstandes weisen. Dies kann im Sinne einer Morphologie verstanden werden. Den Ausgang bildet eine einfache, reduzierte, abstrakte Schicht, die sich auf die traditionellen Wahrnehmungsqualitäten: das Visuelle, Auditive, Taktile, Olfaktorische und Gustatorische bezieht, nach Möglichkeit sogar noch auf das Geometrische, in das sich jene einordnen oder auf das sie sich reduzieren lassen. Daran schließt sich die praktische Sphäre, die den Wahrnehmungsgegenstand unter Handlungsoptionen stellt, denen eine Mittel-Zweck-Relation des Umgangs, des Gebrauchs, der Ver-

¹² Im alten Ägypten hielt sich mit Ausnahme der Amarna-Kunst die Traditionsgebundenheit über drei Jahrtausende.

wendung zugrunde liegt. Von Heidegger wird sie unter dem Begriff der Zuhandenheit diskutiert und der theoretischen Perspektive kontrastiert, die unter dem Begriff der Vorhandenheit figuriert, wobei er die erste als basale Schicht ansieht, die zweite als abgeleitete. Daran schließt sich die emotional-ästhetische Sphäre, die den Wahrnehmungsgegenstand über seine reine Sachlichkeit und Zweckdienlichkeit hinaus in den Kontext von Emotionen (Empfindungen, Gefühlen, Befindlichkeiten) stellt. Der Wahrnehmungsgegenstand mit seiner Ausdehnung – Größe oder Kleinheit –, mit seiner Farbigkeit, Helle oder Dunkelheit, seinem Klang, seinem Geruch und seinem Geschmack hat immer auch eine Wirkung auf unser Gemüt, so daß er von Empfindungen begleitet ist, die die Grundlage der ästhetischen Beurteilung und Kunst bilden. Die Beschreibung des Wahrnehmungsgegenstandes wäre unvollkommen, wenn sie nicht auch diese Dimension mit berücksichtigte. Denn jede Wahrnehmung affiziert uns, spricht uns an oder läßt uns kalt, ruft Gefühle positiver oder negativer Art in uns hervor, erhabene oder niedrige, aufstachelnde oder beruhigende.

Gelegentlich gehen diese in religiöse Gefühle über, in die Erfahrung des Numinosen. Wenngleich in unserer Kultur aufgrund ihrer Abstraktionstendenz, der Ausbildung der Verstandeskultur und der Zurückdrängung der emotionalen Intelligenz das Gefühl für das Numinose immer mehr verkümmert, läßt es sich nicht leugnen und drängt in bestimmten signifikanten Augenblicken mit überragender Gewalt wieder hervor. Für die magisch-mythische Weltsicht war diese Erfahrung einmal das Alltäglichsste und Fundamentalste.

Mit der in der Gegenwart möglich gewordenen Virtualisierung der Wahrnehmungsrealität und der artifiziellen Realisierung und Modifikation der vorgestellten Welt erhebt sich die Frage, ob diese technischen Substitute, diese Seinsprothesen die vollkommenste und vollendetste oder die abstrakteste, leerste, gefühl- und sinnentleerteste, reduktionistischste Stufe repräsentieren, eine Frage, die in der Wissenschaft umstritten ist, da die einen hierin die Hybridisierung des Menschen und Ausgeburts seiner Allmachtsphantasien sehen, die anderen eine Realachance. Die vollendete, nicht zu übertreffende Steigerung menschlicher Möglichkeiten kippt an diesem Punkt in das Gegenteil um.

Traditionell unterscheiden wir in ontologischer und methodologischer Hinsicht zwischen *früher* und *später*, wobei das *πρότερον φύσει*, das der Natur oder Sache nach Erste, im methodischen Gange der Er-

fahrung und Darstellung zumeist das ὑστερον πρὸς ἡμᾶς, das Letzte in der Erkenntnis und Darstellung ist, hingegen das πρότερον πρὸς ἡμᾶς, das für uns im Gange der Erkenntnis Erste, das der Sache nach Letzte, das ὑστερον φύσει. Aus methodologischen Gründen erscheint es daher ratsam, die Untersuchung mit dem für uns in methodischer Hinsicht Naheliegendsten, aber sachlich Reduziertesten zu beginnen, nämlich den Sinnesqualitäten am Wahrnehmungsgegenstand und schrittweise in ontologisch umfassendere und tiefere Dimensionen vorzudringen.

3. Definition der Wahrnehmung

Man wird bemerkt haben, wie weit und umfassend der Wahrnehmungsbegriff bisher ausgelegt wurde, daß er nicht nur wie gewöhnlich die abstrakten Empfindungen umfaßt, die der kognitiven Datenverarbeitung zugrunde liegen, sondern auch und gerade die letztere, und daß er auch nicht nur die angeblich realen Wahrnehmungen im Unterschied zu bloßen Einbildungen abdeckt, sondern auch die imaginativen, wie sie in Traum, Phantasie, Halluzination und Audition auftreten. Die Rechtfertigung für diesen Ansatz ergibt sich zum einen daraus, daß die abstrakten, isolierten Empfindungen wie gelb, blau, rot, hoch, tief, süß, sauer usw. stets in strukturierten Kontexten auftreten. Abstrakte Farben, ein reines Gelb, ein reines Grün, gibt es nicht, sie sind stets ausgedehnt im Raum und haben damit eine figürliche Begrenzung. Töne werden stets in Bezug auf eine Tonleiter als hoch oder tief, laut oder leise eingestuft, ebenso werden Gerüche und Geschmäcke stets in Bezug auf eine Skala als angenehm oder unangenehm bezeichnet. Zum anderen rechtfertigt sich der Einbezug imaginativer Vorstellungen aus der Etymologie des Wortes. ›Wahrnehmen‹ leitet sich ab von mhd. *war nēmen*, ahd. und asächs. *wara nēman* = ›beachten‹,¹³ wobei das Wort *war* wurzelverwandt ist mit der Wortgruppe anord. *vārar* = ›Treuegelöbnis‹, *Vār* = ›Göttin der Treuschwüre‹, ags. *wærr* = ›Dienstvertrag‹, ›Schutz‹, ›Treue‹, ›Bündnis‹, ›Huld‹, ahd. *wāra* = ›Bündnistreue‹, aslaw. *vera* = ›Glaube‹, alttschech. *viera* = ›Wahrheit‹, tschech. *verny* = ›wahrhaftig‹, d. h. Wörtern, deren Bedeutung auf Wahrhaftigkeit, Ver-

¹³ Vgl. Friedrich Kluge: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 18. Aufl. Berlin 1960, S. 834.

läßlichkeit, Glaube, Treue deutet. Der Wortgruppe liegt das indogermanische **uer* = ›gewahren‹, ›achtgeben‹ zugrunde, das auch in griech. ὄσᾱν = ›sehen‹, lat. *verēri* = ›ehrfurchtsvoll schauen‹ vorkommt, mithin eine erkenntnistheoretische Grundbedeutung hat und das verläßlich Geschaute bzw. allgemeiner das Wahrgenommene meint.¹⁴

Auf den ersten Blick scheint das Argument gerade der obigen weiten Abdeckung, die wahre wie trügerische Phänomene umfaßt, zu widersprechen, unterscheiden sich doch trügerische Wahrnehmungsbilde von festen, konstanten, realen Wahrnehmungsobjekten durch ihre Flüchtigkeit und Unzuverlässigkeit.

Doch läßt sich der Einwand leicht entkräften, da er kulturabhängig und nur aus der Sichtweise unserer rationalen, entmystifizierten Kultur verständlich ist, die sich anmaßt, zwischen wirklichen und scheinbaren Wahrnehmungsobjekten zu unterscheiden. Eine magisch-mythische Weltauffassung, aus der sich unsere rationale durch Absetzung entwickelt hat, kennt diese Unterscheidung nicht, insofern ihr Träume, Phantasiegebilde, Visionen, Auditionen, Prophetien als wahre Sachverhalte und Indizien für Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges dienen. Traumdeutungen, wie sie aus dem *Alten Testament* bekannt sind, bestätigen dies. Zu den bekanntesten gehören die Beispiele des Bäckers und des Schenken des Pharaos wie die Träume des Pharaos selbst.¹⁵ Sie bewahrheiten sich insofern, als der Traum des Schenken von vollen, grünen Weinranken und Trauben und einem überquellenden Becher auf die Wiederaufnahme seines Amtes als Mundschenke deutet, der Traum des Bäckers, der von drei weißen Körben auf seinem Kopf berichtet, aus dem Vögel das Gebäck picken, auf die Hinrichtung desselben. Ebenso weist der Traum des Pharaos von den sieben fetten und sieben mageren Kühen wie von den sieben dicken und sieben dünnen Ähren auf die sieben guten und sieben schlechten Jahre, die bevorstehen. Die Prophezeiungen eines Hesekeil von der Belagerung Jerusalems oder dem Tod des Pelatja in Jerusalem oder von dem grauenvollen Treiben fremdländischer Kulte im Tempel von Jerusalem, die in altisraelitischer Zeit für bare Münze genommen wurden, erfahren erst in unserer aufgeklärten, durchrationalisierten Welt andere Interpretationen, die die Ereignisse als historisch unausweichlich bevorstehende deuten oder die sich auf faktische Reiseberichte und deren Fortspinnen

¹⁴ Vgl. a. o. O., S. 833 f.

¹⁵ *Genesis* 40,5 ff. und 41,1 ff.

stützen.¹⁶ Dies gilt bis in die Gegenwart auch von religiösen Visionen und Auditionen wie der Marienerscheinung, die sich den Hirtenkindern Mélanie Calvat und Maximin Giraud auf der Alm von La Salette in den französischen Alpen 1846 zeigte, oder der Marienvision, die die vierzehnjährige Bernadette Soubirous in Lourdes 1858 hatte, oder der Vision vom blutvergießenden Engel, der in Fatima in Portugal 1917 gesichtet wurde.¹⁷ Für die, die dieser Erscheinungen ansichtig wurden, waren es reale Lichtgestalten, denen sie Glauben, Vertrauen und Gehorsam in der Befolgung von deren Anordnungen schenkten. Für den modernen Psychologen sind es eher Extrapolationen von Phantasiegebilden, für den modernen Physiker möglicherweise atmosphärische Erscheinungen wie Sonnenwinde (ähnlich den Nordlichtern) oder atmosphärische Phosphorisierungen. Dasselbe mag für die Licht- und Helligkeitserscheinungen in den Himmelfahrtsvisionen der Pfingstgemeinden gelten. Für diese ist der Wahrheits- und Realitätsgehalt der Visionen unumstößlich, sogar von höherer Dignität als normal Gesichtetes, während der Nichtgläubige hier andere Erklärungsmodelle heranzieht.

Man braucht aber gar nicht so weit auszuholen; denn auch unsere moderne Welt läßt die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Virtualität immer mehr verwischen. Während virtuelle Welten, die Inszenierungen von Wirklichkeit sind, immer mehr vordringen, sinkt die wirkliche Welt zunehmend zur Simulation herab. Reale Bilder und Stimmen werden digitalisiert und über Fernsehen und Video, Rundfunk, Telefon und Mikrophon wieder vermittelt und zu fiktiven Bildern und Stimmen zusammengesetzt. Man stelle sich einen *science-fiction*-Film vor und in diesem eine Person, die ihrerseits wieder eine *science-fiction*-Welt entwirft, wobei in dieser dasselbe geschieht usw. Vermag man noch im ersten Schritt durch den Bezug auf die Realität die Simulation zu durchschauen, so wird dies im zweiten und in den weiteren Schritten gänzlich unmöglich. »Wir bewegen uns in Schachtelwelten und immer wenn wir eine Tür geöffnet haben, um das Welträstel zu entlarven, verbirgt sich ein neuer Raum mit neuen Fragen dahinter.«¹⁸

¹⁶ Vgl. dazu Karen Gloy: *Von der Weisheit zur Wissenschaft. Eine Genealogie und Typologie der Wissensformen*, Freiburg, München 2007, S. 282 f.

¹⁷ Vgl. Patrick Dondelinger: *Visionäre Ekstasen. Was sind eigentlich Marienerscheinungen?*, in: *Herder Korrespondenz*, Bd. 58, Heft 5 (2004), S. 244–248.

¹⁸ Goedart Palm: *Cyber Medien Wirklichkeit. Virtuelle Welterschließungen*, Hannover 2004, S. 221.

Der neueste Trend, der sich in Südkorea und Japan beobachten läßt, geht dahin, fiktive Spiele zu organisieren mit fiktiven Spielern und diese sogar höher einzuschätzen und zu bejubeln als reale Fußball- oder Tennisspieler. Es ist absehbar, daß in naher Zukunft diese fiktiven Spiele das Ansehen von realen gewinnen oder diese sogar überholen.

Der übliche Einwand gegen eine Konfundierung der Scheinwelt mit der realen Wahrnehmungswelt, nämlich daß die letztere konsistent und kohärent in ihrer Naturgesetzlichkeit sei, während dies für die Traum- und Phantasiewelt nicht gelte, ist nicht haltbar. Wie Descartes' berühmte Beschreibung seines eigenen Traumes zeigt, kann dieser genauso strukturiert sein wie die wirkliche Welt.

»Indessen – mögen uns auch die Sinne mit Bezug auf zu kleine und entfernte Gegenstände bisweilen täuschen, so gibt es doch am Ende sehr vieles andere, woran man gar nicht zweifeln kann, wengleich es aus denselben Quellen geschöpft ist; so z. B. daß ich jetzt hier bin, daß ich, mit meinem Winterrock angetan, am Kamin sitze, daß ich dieses Papier mit den Händen betaste und ähnliches; vollends daß diese Hände selbst, daß überhaupt mein ganzer Körper da ist, wie könnte man mir das abstreiten? Ich müßte mich denn mit ich weiß nicht welchen Wahnsinnigen vergleichen, deren ohnehin kleines Gehirn durch widerliche Dünste aus ihrer schwarzen Galle so geschwächt ist, daß sie hartnäckig behaupten, sie seien Könige, während sie bettelarm sind, oder in Purpur gekleidet, während sie nackt sind, oder sie hätten einen tönernen Kopf, oder sie seien gar Kürbisse oder aus Glas; – aber das sind eben Wahnsinnige, und ich würde ebenso wie sie von Sinnen zu sein scheinen, wenn ich mir sie zum Beispiel nehmen wollte.

Vortrefflich! – Als ob ich nicht ein Mensch wäre, der des Nachts zu schlafen pflegt, und dem dann genau dieselben, ja bisweilen noch weniger wahrscheinliche Dinge im Traume begegnen, als jenen im Wachen! Wie oft doch kommt es vor, daß ich mir all diese gewöhnlichen Umstände während der Nachtruhe einbilde, etwa daß ich hier bin, daß ich, mit meinem Rocke bekleidet, am Kamin sitze, während ich doch entkleidet im Bette liege! Jetzt aber schaue ich doch sicher mit wachen Augen auf dieses Papier, dies Haupt, das ich hin und her bewege, schläft doch nicht, mit Vorbedacht und Bewußtsein strecke ich meine Hand aus und fühle sie. So deutlich geschieht mir dies doch nicht im Schlaf. – Als wenn ich mich nicht entsänne, daß ich sonst auch schon im Traume durch ähnliche Gedankengänge genarrt worden bin! Denke ich einmal aufmerksamer hierüber nach, so sehe ich ganz klar, daß Wachsein und Träumen niemals durch sichere Kennzeichen unterschieden werden können, – so daß ich ganz betroffen bin und gerade diese Betroffenheit mich beinahe in der Meinung bestärkt, ich träumte.«¹⁹

¹⁹ Vgl. René Descartes: *Meditationes de prima philosophia*, dt. *Meditationen über die*

Zudem könnte ein begabter Romancier sich eine Welt ersinnen, die sich zwar der Materialien der wirklichen Welt bediente, diese jedoch in einer Weise konstruierte, die nichts mit unserer Wirklichkeit zu tun hätte und doch genauso sinnvoll wäre. Es ist nicht auszuschließen, daß andere kulturelle Zugriffe auf die Wirklichkeit von dieser Art sind. Auch wenn sie uns zunächst unverständlich erscheinen, könnten sie sich bei genauerem Hinsehen als nicht weniger sinnvoll erweisen als unsere Weltkonzeption.

Die Tatsache, daß Träume häufig von Metamorphosen leben, d. h. von Transformationen einer Person in eine andere, wie Sigmund Freud dies in seinem Traum »Irma« berichtet, in dem eine ihm bekannte Patientin dieses Namens sukzessiv in andere übergleitet,²⁰ hat Parallelen in realen Vexierbildern und Kippfiguren sowie im ständigen Perspektivenwechsel der realen Welt. Unterschiede bestehen nicht, es sei denn solche der Schnelligkeit und Häufigkeit, der Lockerheit oder Festigkeit der Konstruktion.

Als Gegenbeleg für die Verwechselbarkeit von der realen und der Scheinwelt wird häufig ein Argument aus der Entwicklungspsychologie angeführt, und zwar das der Dingkonstanz, das die Stabilität und Beharrlichkeit eines realen Wahrnehmungsdinges über die Zeit hinweg trotz äußerer Modifikation in Anschlag bringt, der zufolge es möglich ist, den Gegenstand zu greifen, anzufassen und festzuhalten. Ein Blick auf die Ontogenese, die Entwicklungsgeschichte eines Kleinkindes, zeigt die Entstehung. Der Säugling ist noch ganz und gar eingebunden in eine chaotische, ungeordnete und unstrukturierte Welt von Eindrücken und Empfindungen, die sich erst sukzessiv für ihn strukturieren, dadurch daß er seinen Blick auf einen bewegten Gegenstand, etwa einen Finger oder ein Pendel richtet, diesem folgt und ihn so von der Umgebung abzuheben lernt. Schließlich greift er nach ihm, hält ihn fest und unterscheidet ihn so von anderem. Eine solche taktile Dingkonstanz besteht aber nicht für Träume, Phantasiegebilde, Halluzinationen u. ä., die von der Flüchtigkeit der Schattengebilde leben.

Doch auch hiergegen läßt sich einwenden, daß es inzwischen der modernen Computertechnologie und Robotik gelungen ist, taktile

Grundlagen der Philosophie, auf Grund der Ausgaben von Artur Buchenau neu hrsg. von Lüder Gäbe, Hamburg 1959, S. 33–35 (1. Meditation, Nr. 4 und 5).

²⁰ Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*. Nachwort von Hermann Beland, Frankfurt a. M. 1991, wiederholte Aufl. 1996, S. 298.

Wahrnehmungen artifiziell zu erzeugen und zu simulieren, etwa durch den berühmten Datenhandschuh, dessen Druckmuster bei gleichmäßig langem Druck die Wahrnehmung erzeugt ›Meine Hand befindet sich in kaltem Wasser.‘²¹ Entsprechendes ließe sich für das Ergreifen und Festhalten stabiler Gegenstände denken.

Daß sich gleichwohl das Argument von der Dingkonstanz immer wieder vordrängt, ist ein nicht zu leugnendes Faktum, das zur Unterscheidung einer realen Außenwelt mit Dingen im Raum und in der Zeit und einer Innenwelt mit bloßen Vorstellungen bzw. Wahrnehmungen von diesen Dingen geführt hat, welche letzteren sich gegebenenfalls als Schein entpuppen. Keine der bisher versuchten Vermittlungstheorien zwischen Innen- und Außenwelt hat sich als überzeugend und einwandsimmun erwiesen. Weder der von Descartes vertretene Interaktionismus, der eine psycho-physische Wechselimplikation vorsieht, noch der von den Franzosen Geulincx und Malebranche favorisierte Okkasionalismus, der ein jedesmaliges Eingreifen Gottes bei Gelegenheit einer Erkenntnisbegehrung oder einer Affektion des Erkenntnisvermögens unterstellt, noch Leibnizens prästabilierte Harmonie, die nach Art synchron verlaufender Uhren von der Annahme ausgeht, daß Gott bei der Erschaffung der Außenwelt und des Innenlebens ein für allemal eine Synchronizität hergestellt habe, noch der Parallelismus, der ohne weitere Begründung eine sachliche oder linguistische Parallelität annimmt, sind überzeugend. In allen Fällen werden unbeweisbare metaphysische Hypothesen herangezogen; die letzte Argumentation verzichtet sogar ganz auf eine Begründung, und bei Descartes' *influxus physicus* und *psychicus* kommt noch erschwerend hinzu, daß Energie (Bewegung) aus dem einen Bereich abgegeben und dem anderen zugeführt und damit das Energieerhaltungsgesetz verletzt wird. Diese Schwierigkeiten sind auch in den modernen gehirnphysiologischen Theorien nicht überwunden; auch sie vermögen die Transformation von Impulsen der Außenwelt in Vorstellungen von der Außenwelt nicht zu erklären, allenfalls die entsprechenden Areale im Gehirn für die kognitive Verarbeitung anzugeben.

Die dualistische Weltsicht hat dazu geführt, Wahrnehmungen im Subjekt zu lokalisieren und auf Affektionen der Außenwelt zurückzuführen, wobei im Einbildungsfall die Affektion auf dem Einfluß des Subjekts basiert und kein äußeres Korrelat hat.

²¹ Näheres hierzu vgl. an späterer Stelle S. 179.

Beriefen sich die antiken Wahrnehmungstheorien auf Abbildung, indem sie davon ausgingen, daß sich Abbilder (*eidola*) vom Wahrnehmungsgegenstand ablösen, zum Wahrnehmungsorgan, dem Auge oder dem Ohr dringen, von dort an die Seele als Erkenntnisorgan weitervermittelt werden, so beschränken sich die neuzeitlichen und modernen Theorien auf die Behauptung bloßer Reize, Affektionen, Anstöße, Impulse, die von außen kommen, im Wahrnehmungsorgan registriert und über Nervenbahnen zum Gehirn transponiert werden, sei es auf physikalischem oder chemischem Wege, und dort kognitiv verarbeitet werden. Hierher gehören die sensualistischen Theorien, die sogenannten Stücketheorien von Locke und Hume, aber auch Kants Theorie einer Anschauungsmannigfaltigkeit, in der die noch ungeordnete Vielfalt von Empfindungen unter Verstandesbegriffe gebracht, synthetisiert und objektiviert wird (sogenannte Bündeltheorie). Auch Husserls Theorie einer reinen, abstrakten logischen Materie, die erst zu verarbeiten ist, gehört hierzu, nicht weniger Maturanas Autopoiesistheorie, der zufolge die Prägung der Außenwelt eine Extrapolation unserer Gehirnstruktur ist. Seine These, daß wir nicht mit den Augen sehen, sondern mit dem Gehirn, besagt, daß wir die Außenwelt nicht so wahrnehmen, wie sie an sich ist nach einem Input-Output-Schema, sondern so, wie sie vom menschlichen Gehirn kognitiv verarbeitet wird. Damit ist zwar ein Übergang von den prästrukturierten Wahrnehmungsobjekten antiker Theorien hin zu selbstverfertigten, verstandes- oder subjektgeformten Wahrnehmungsobjekten in modernen Theorien erfolgt, aber noch kein Differenzkriterium zur Unterscheidung einer realen von einer eingebildeten Wahrnehmungswelt angegeben.

Daß auf diesem Wege der Subjektivierung verschiedene Ausgestaltungen vorkommen können, versteht sich. Die seit Descartes herrschende Unterscheidung primärer und sekundärer Sinnesqualitäten unterstellt, daß ein Teil der Sinnesqualitäten, nämlich die generalisierbaren wie Größe, Gestalt, Lage, Bewegung, den Dingen an sich zukommt, ein anderer Teil, die individuellen wie die meisten optischen, die auditiven, taktilen, olfaktorischen und gustatorischen, auf das Konto des Subjekts geht, und zwar des individuellen, und dem Wahrnehmungsobjekt allenfalls relativ auf dieses, seine besondere Beschaffenheit, seinen Ort, die jeweilige Zeit und die näheren Umstände zugesprochen werden kann. Nur ein naiver Realismus konnte davon ausgehen, daß sämtliche Qualitäten den Dingen selbst zukommen, lehrt doch schon eine einfache Beobachtung, daß ein Stück Papier im

hellen Sonnenlicht weiß, in der Dämmerung grau und in der Nacht schwarz erscheint. Farben und eine Reihe anderer Qualitäten können daher nicht dem wahrgenommenen Gegenstand selbst, sondern nur seiner Beziehung auf das wahrnehmende Subjekt zugesprochen werden. Einen Schritt weiter ging Kant, wenn er auch die sogenannten primären Sinnesqualitäten Raum und Zeit und Bewegung in das Subjekt verlegte und zu subjektiven, wenngleich allen Subjekten in gleicher Weise zugänglichen Anschauungs- und Erkenntnisformen stilisierte, die gleichwohl eine objektkonstituierende Wirkung haben. Allerdings verwickelte er sich damit in Inkonsequenzen, indem er als Ausgangspunkt seiner Erkenntnistheorie eine Affektion des Subjekts durch das Ding an sich zuließ.

Alle Theorien, die in irgendeiner Weise eine Reizung der Sinnesorgane von außen und einen dadurch bewirkten Eindruck sowie den weiteren Transport über Nervenbahnen zum Gehirn und die dortige Umsetzung annehmen, krankten an einem Grundfehler, der *petitio principii*, bei der das, was erklärt werden soll, die Wahrnehmung, bereits in die Erklärung eingeht. Die Deskription von Reizen, Sinnesorganen, Nervenbahnen, Gehirn, Zellen, Neuronen, Synapsen sowie von der Datenverarbeitung setzt Wahrnehmung voraus. Über diese Mißlichkeit können auch die aktuellen Ergebnisse der Gehirnforschung nicht hinwegtäuschen. Sie können zwar gewisse Sinneswahrnehmungen bestimmten Gehirnarealen und deren Vernetzung zuordnen, nicht aber ihr Zustandekommen erklären. Dazu müßten sie theoretische Modelle heranziehen, die ihrerseits mit Wahrnehmung operieren. Im übrigen frönen gerade die modernen Theorien einem naiven Realismus und Naturalismus, dadurch daß sie das voraussetzen, was sie erklären sollen.

Einen Ausweg aus diesem Dilemma des Dualismus von Außen- und Innenwelt hat Husserl durch die methodologische Unterscheidung einer natürlichen und einer quasi widernatürlichen, transzendentalen Einstellung versucht. In der natürlichen Einstellung und Weltvermeinnung supponieren wir eine an sich seiende Außenwelt, wie dies auch der *common sense* tut. In der Reflexion darauf, in der widernatürlichen Einstellung, die durch Epoché und Reduktion bedingt ist, erkennen wir, daß die Konstatierungen der Außenwelt nichts anderes sind als Konstitutionsleistungen des Bewußtseins: sinnliche Materie, d.h. Empfindungen und darauf bezogene intentionale, objektivierende Akte, die im Subjekt gründen. Mit der Verlegung ins Subjekt sieht sich Husserl aber

genötigt, auch die subjektiven Bewußtseinsleistungen einer Thematisierung und Objektivation zu unterwerfen, was nur durch ein anderes, höheres Bewußtsein geschehen kann, für das dasselbe gilt und so *ad infinitum*, so daß ein Regreß unvermeidlich wird. Ihm läßt sich nur durch Abbruch entkommen, dadurch daß man ein Urbewußtsein oder eine Selbsterscheinung des Bewußtseins unterstellt, Möglichkeiten, die Husserl in der *Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* und im Anhang dazu diskutiert. So sehr Husserl den Dualismus von Außen- und Innenwelt zu vermeiden versucht, so sehr driftet sein transzendentalphänomenologischer Ansatz, der den Transzendentalismus Kants radikalisiert, in die Innenwelt des Subjekts ab.

Weder die Kaprizierung auf die objektive Seite noch die auf die subjektive Seite vermag das Wahrnehmungsproblem zu lösen, geschweige denn stellt sie Kriterien für den Unterschied zwischen realer und eingebildeter Wahrnehmungswelt bereit. Begnügen wir uns daher in unserer Untersuchung über Wahrnehmungen mit der schlichten Konstatierung und Beschreibung einer Wahrnehmungswelt, bei der die Subjekt-Objekt-Differenz lediglich metaphorisch verwendet wird, ohne ihre Entstehung und Verortung erklären zu wollen. Wahrnehmungen sind hiernach Vorstellungen im Subjekt, die sich auf etwas anderes, dem Vorstellen selbst äußerliche Objekte beziehen. Da dies für die reale wie für die imaginierte Wahrnehmungswelt gilt, ist der Schwierigkeit einer realen Unterscheidung damit vorgebeugt. Was uns die Beziehung von Vorstellungen des Subjekts auf vermeintlich an sich seiende Objekte der Außenwelt immer wieder nahelegt, ist das seit Aristoteles in unserer philosophischen Tradition herrschende Substanz-Akzidens-Modell, das sowohl auf Seiten des Subjekts wie auf Seiten des Objekts das Zukommen von Akzidenzien zu einer Substanz, sei es Subjekt oder Substratum, vorsieht. Diese Theorie ist mitnichten selbstverständlich und kommt so auch weder bei Platon in den mittleren Dialogen noch in modernen Theorien wie der Phänomenologie und der revidierten Phänomenologie bei Husserl, Sartre, Schmalenbach vor. Hier wird vielmehr die Substanz durch die Gesamtheit der Akzidenzien repräsentiert bzw. die Gesamtheit der Akzidenzien mit der Substanz identifiziert, so daß beide Ebenen zusammenfallen. In Bezug auf die Wahrnehmung heißt das, daß der jeweilige Wahrnehmungskomplex aus Farben, Formen, Tast- und Temperaturqualitäten, Gerüchen, Düften, Geschmücken und weiteren mit diesen einhergehenden Empfindungen und Gefühlen das Substratum ausmacht,

Einleitung

ohne daß weitere Zuschreibungen zu einer angeblich objektiven Welt oder nur subjektiven vorgenommen werden müssen. Historisch betrachtet kommt eine solche Theorie, wie sie auch in diesem Buch vertreten wird, am ehesten dem neutralen Monismus nahe.